

# Queere Intersektionalität? Kritik und Transformation gesellschaftlich-kapitalistischer Verhältnisse

Mohr, Laura

2021

<https://doi.org/10.25595/1990>

Veröffentlichungsversion / published version  
Sammelbandbeitrag / collection article

## Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Mohr, Laura: *Queere Intersektionalität? Kritik und Transformation gesellschaftlich-kapitalistischer Verhältnisse*, in: Mauer, Heike; Leinius, Johanna (Hrsg.): *Intersektionalität und Postkolonialität. Kritische feministische Perspektiven auf Politik und Macht* (Opladen: Verlag Barbara Budrich, 2021), 67-89. DOI: <https://doi.org/10.25595/1990>.

## Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>

## Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en>

Heike Mauer/Johanna Leinius (Hrsg.)

# Intersektionalität und Postkolonialität

Kritische feministische Perspektiven  
auf Politik und Macht

# Intersektionalität und Postkolonialität

Politik und Geschlecht

herausgegeben von der Sektion  
Politik und Geschlecht  
der Deutschen Vereinigung für  
Politikwissenschaft  
*Band 33*

Heike Mauer  
Johanna Leinius (Hrsg.)

# Intersektionalität und Postkolonialität

Kritische feministische Perspektiven auf Politik  
und Macht

Verlag Barbara Budrich  
Opladen • Berlin • Toronto 2021

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



Die frei zugängliche Open-Access-Publikation des vorliegenden Titels wurde mit Mitteln des Publikationsfonds der Universitätsbibliothek Duisburg-Essen ermöglicht. Ferner haben der Verein zur Förderung feministischer Politikwissenschaft sowie der Corona-Sonderfonds der Stabsstelle Gleichstellung an der Universität Kassel die Publikation finanziell unterstützt. Auch ein Teil der Mittel, die Heike Mauer als Trägerin des Wissenschaftspreises für Genderforschung des Ministeriums für Kultur und Wissenschaft des Landes NRW 2019 erhalten hat, sind eingeflossen.

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier.

© 2021 Dieses Werk ist bei der Verlag Barbara Budrich GmbH erschienen und steht unter der Creative Commons Lizenz Attribution 4.0 International (CC BY 4.0):

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>

Diese Lizenz erlaubt die Verbreitung, Speicherung, Vervielfältigung und Bearbeitung unter Angabe der UrheberInnen, Rechte, Änderungen und verwendeten Lizenz.

[www.budrich.de](http://www.budrich.de)



Dieses Buch steht im Open-Access-Bereich der Verlagsseite zum kostenlosen Download bereit (<https://doi.org/10.3224/84742455>).

Eine kostenpflichtige Druckversion (Print on Demand) kann über den Verlag bezogen werden. Die Seitenzahlen in der Druck- und Onlineversion sind identisch.

**ISBN 978-3-8474-2455-0 (Paperback)**

**eISBN 978-3-8474-1662-3 (eBook)**

**DOI 10.3224/84742455**

Umschlaggestaltung: disegno visuelle kommunikation, Wuppertal –  
[disegno-kommunikation.de](http://disegno-kommunikation.de)

Typographisches Lektorat: Ulrike Weingärtner, Gründau – [info@textakzente.de](mailto:info@textakzente.de)

Druck: Books on Demand GmbH, Norderstedt

Printed in Europe

# Inhalt

*Heike Mauer und Johanna Leinius*

Einleitung: Intersektionalität und Postkolonialität –

Kritische feministische Perspektiven auf Politik und Macht ..... 7

*Nikita Dhawan und Birgit Sauer*

Stuntreiter\*innen: Intersektionalität und Postkolonialität in der

deutschsprachigen politikwissenschaftlichen Forschung ..... 31

**Teil I: Begriffsarbeit** ..... 41

*Johanna Leinius und Heike Mauer*

Gratwanderungen zwischen Differenz und Gleichheit:

Intersektionalität und Postkolonialität als Perspektiven

der kritischen feministischen Forschung ..... 43

*Laura Mohr*

Queere Intersektionalität? Kritik und Transformation

gesellschaftlich-kapitalistischer Verhältnisse ..... 67

*Zubair Ahmad*

Die Kategorie der *Religion*: Ein macht- und herrschaftsanalytisch

vernachlässigter Begriff in der Politischen Theorie ..... 91

*Floris Biskamp*

Gayatri Spivak und der Wille zur Wahrheit: Die aktuellen Debatten um

Islam, Patriarchat und Rassismus vor dem Hintergrund von *French*

*Feminism in an International Frame* und *Can the Subaltern Speak?* ..... 115

**Teil II: Staat und Institutionen ..... 137**

*Sonja John*

Die Eliminierung der ‚Anderen‘ – Inhaftierung als Herrschaftsmittel..... 139

*Monika Götsch und Katrin Menke*

Intersektionale Ungleichheiten: Die Ökonomisierung des  
deutschen Wohlfahrtsstaates und seine Folgen ..... 161

*Helene Gerhards*

Von Patient\*innenzellen und Patient\*innenzahlen:  
Intersektionale Perspektiven auf biomedizinische Forschung ..... 181

**Teil III: Soziale Bewegungen ..... 205**

*Antje Daniel*

Dekolonial und intersektional? Widersprüche der Herrschaftskritik  
in der südafrikanischen Studierendenbewegung ..... 207

*Christine Löw*

„In Verteidigung unserer natürlichen Ressourcen“:  
Postkoloniale ökologische Bewegungen, Geschlechterverhältnisse  
und die Sicherung von Existenzgrundlagen ..... 229

*Christopher Fritzsche*

Ein „überkonfessionelles Bündnis“ gegen die *Ehe für alle*?  
Die ambivalente Haltung antifeministischer Akteure zum Islam..... 255

**Teil IV: Fazit ..... 277**

*Johanna Leinius und Heike Mauer*

(K)einen Schlusspunkt setzen: Die Herausforderungen von  
Intersektionalität und Postkolonialität im deutschsprachigen Kontext ..... 279

Über die Autor\*innen ..... 299

# Queere Intersektionalität? Kritik und Transformation gesellschaftlich-kapitalistischer Verhältnisse

Laura Mohr

## 1 Gesellschaftlich-kapitalistische Verhältnisse

„Das Ganze, um das es gehen soll,  
nennen wir also ‚Kapitalismus‘.“  
(Wolter 2019: 10)

Kapitalismus drückt sich nicht nur in ökonomischen Organisations-, sondern auch in zwischenmenschlichen Beziehungsweisen aus. Kapitalistische Logiken sind in vielfältigen Verhältnissen von allen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft internalisiert und werden in eben jenen stetig (re)produziert (Voß 2019a: 107). Ein Verständnis von Kapitalismus als reiner Wirtschaftsform ist daher unterkomplex und unzureichend, um historische Entwicklungen, Prozesse und Dynamiken sowie die daraus hervorgegangenen gegenwärtigen Lebensrealitäten analytisch zu erfassen. Emanzipative Gesellschaftskritik steht vielmehr vor der Aufgabe, die strukturelle Ganzheit von Kapitalismus beziehungsweise den als Normalität gerahmten, interdependenten Komplex von Macht-, Dominanz-, Unterdrückungs-, Ausbeutungs-, Diskriminierungs- und Gewaltverhältnissen offenzulegen und Alternativen aufzuzeigen (Wolter 2019: 10). Hinzu kommt, dass auch Kritiken und Utopien nicht außerhalb kapitalistischer Verhältnisse, sondern vielmehr als Teil derselben entstehen. Die Transformation von Verhältnissen, denen alle angehören, verlangt, diese Verhältnisse gleichzeitig anzuerkennen und abzulehnen.

Im Rahmen dieses Artikels wird argumentiert, dass die Verbindung queerer und intersektionaler Perspektiven entscheidendes Potential für diese Gleichzeitigkeit birgt. Im Fokus stehen vor diesem Hintergrund ausgewählte Beiträge entsprechender deutschsprachiger Diskurse: Als Ausgangspunkt dient einerseits die Auseinandersetzung mit dem Verhältnis von Intersektionalität und Queerer Theorie von Gabriele Dietze, Elahe Haschemi Yekani und Beatrice Michaelis (2007). Ziel der darin angestellten Überlegungen ist es, beide Ansätze „füreinander als *korrektive Methodologie* produktiv zu machen“ (Dietze

et al. 2007: 108, Herv. i. O.) und so eine „*queer intersectionality* oder *intersectional queer theory*“ (ebd.: 10, Herv. i. O.) zu skizzieren. Neben dieser ursprünglichen Idee, das wechselseitige Potential beider Perspektiven auszuloten, werden andererseits ausgewählte Aspekte des von Christopher Sweetapple (2018b) herausgegebenen Sammelbandes *The Queer Intersectional in Contemporary Germany. Essays on Racism, Capitalism and Sexual Politics* besprochen. In den darin zusammengeführten Perspektiven wird die Bezeichnung queere Intersektionalität mit Blick auf ein „multicentric, theoretical and political movement“ (Sweetapple 2018a: 15) verwendet, dessen Akteur\*innen sich mit der Synthese antikapitalistischer, antirassistischer und radikal queer-feministischer Perspektiven sowie mit möglichen Formen von Solidarität befassen (ebd.: 15f., 18). Queere Intersektionalität beziehungsweise intersektionale Queerness, wie sie im Folgenden diskutiert wird, richtet sich nicht auf die Addition queerer Einflüsse zu intersektionalen Ansätzen oder vice versa. Vielmehr gelten beide Terminologien als austauschbar und verweisen gleichermaßen auf ein wechselseitiges Inbeziehungsetzen entsprechender Perspektiven.

Das in diesem Artikel entwickelte Verständnis queerer Intersektionalität bietet keine umfassende Abbildung queerer oder intersektionaler Diskurse. Die hier vorgeschlagene Perspektive ist eine partikulare, die sich aus dem eingangs kurz dargelegten Verständnis von Kapitalismus als Ganzheit gesellschaftlicher Verhältnisse und dem Ziel, diese nicht nur zu kritisieren, sondern auch ihre Veränderung zu imaginieren, ergibt. Dabei wird eine in erster Linie theoretische Perspektive auf Grundlage der Relektüre queerer und intersektionaler wissenschaftlicher Beiträge entwickelt. An einigen Stellen fließen vor dem Hintergrund der Interdependenz politischer Bewegungsgeschichte und Theoriebildung auch aktivistische Positionen mit ein. Ziel des folgenden Beitrags ist es, das wechselseitige Potential queerer und intersektionaler Perspektiven für eine emanzipative Gesellschaftskritik und -gestaltung in den Fokus zu rücken.

In Abschnitt 2 wird zunächst eine kurze Verortung queerer und intersektionaler Ansätze in gegenwärtigen gesellschaftlichen Debatten und gesellschaftswissenschaftlichen Diskursen in Deutschland vorgenommen. Entgegen der dort vorherrschenden weitgehenden Marginalisierung wird im Rahmen dieses Beitrags für die gesamtgesellschaftliche Relevanz entsprechender Perspektiven argumentiert. Vor diesem Hintergrund wird das Grundverständnis queerer Intersektionalität kurz skizziert und damit werden politische Solidarität und Transformation als zentrale Begriffe der folgenden Argumentation gekennzeichnet. In Abschnitt 3 werden die Ursprünge queer-intersektionaler Bewegungsgeschichte(n) in den USA und Diskrepanzen anschließender Veränderungsprozesse beleuchtet. Anhand des *Whitewashings* queerer Perspektiven wird ein Spannungsfeld der Bedeutung und Beanspruchung von queer umrissen. Dementgegen zeigt die anschließende Darstellung der intersektionalen Praxen des radikalen queeren ‚m/othering‘ (Gumbs 2016b) und des ‚nurturing‘

(Lorde 2015 [1984]) Verknüpfungen von Kritik und Transformation herrschender Verhältnisse auf. In Abschnitt 4 folgt eine Betrachtung jener herrschenden Verhältnisse, die sich als Normalität etabliert haben. Durch eine queer-intersektionale Kritik werden Kategorien, Zuschreibungen und Normen auf ihre impliziten Gewaltformen hinterfragt. Hierüber wird die zentrale Unterscheidung zwischen Benennungen und Selbstbenennungen herausgearbeitet. Entgegen dem wissenschaftlichen wie sozialen Blick auf die\*den\*das Andere wird für eine Praxis des umgekehrten Explizierens plädiert, um zu zeigen, dass Normen und Privilegien miteinander einhergehen. In Abschnitt 5 werden diese Überlegungen im Kontext der Frage nach politischer Solidarität erweitert und dabei das Verhältnis von Privilegien und Differenzen in den Fokus gerückt. Die darüber gewonnene Vorstellung, was es bedeutet, Verhältnisse zu solidarisieren, wird schließlich mit Bini Adamczaks (2017) beziehungstheoretischer Perspektive verknüpft: Es wird argumentiert, dass diese eine wertvolle Erweiterung queerer Intersektionalität darstellt, da ihre Konzeption die Praxis des Queerens nicht nur fordert, sondern bereits anwendet und dabei auf die Solidarisierung und Transformation von Beziehungsweisen zielt. In Abschnitt 6 werden die wesentlichen Bereicherungen queerer Intersektionalität durch Adamczaks Perspektive zusammengeführt und auf dieser Grundlage das Potential queerer Intersektionalität als emanzipative und antikapitalistische Kritik und Transformation gesellschaftlicher Normalzustände abschließend erläutert.

## 2 Queere Intersektionalität: Erste Verortung

„[...] eine Perspektive, die [...] queere [...] Epistemologien  
auf explizit intersektionale Füße stellt“  
(Dietze et al. 2007: 111)

Entgegen der in hegemonialen privilegiert(er)en Positionen mehr oder minder stark angenommenen und artikulierten wissenschaftlichen Irrelevanz queerer und intersektionaler Analysen in und für Deutschland ist der Ausgangspunkt dieses Artikels die Annahme der gesamtgesellschaftlichen Bedeutung entsprechender Perspektiven. Wie und worüber (kein) Wissen erzeugt wird, beeinflusst, was gesellschaftlich wahrgenommen und was marginalisiert wird. Wissenschaftliche Diskurse und politisches Erinnern tragen zu dominanten Narrativen und damit zu der Konstruktion eines Geschichts- und gesellschaftlichen Selbstverständnisses bei, das zu einer vermeintlichen Wahrheit objektiviert

wird.<sup>1</sup> Queere und intersektionale Perspektiven verbindet im deutschen<sup>2</sup> Kontext der Umstand, dass ihnen in gesellschaftlichen Debatten sowie in gesellschaftswissenschaftlichen Diskursen keine zentrale Bedeutung eingeräumt wird. Im Unterschied zu vielen historisch wie gegenwärtig hegemonialen Diskursen handelt es sich in beiden Fällen um theoretisches und praktisches Wissen, das nicht genuin durch *weiße*<sup>3</sup> und maskuline Blicke geprägt wurde und wird.

Queere Denk- und Handlungsweisen, also beispielsweise lesbische, schwule, trans\*, inter\*, nicht-binäre oder gender-fluide Perspektiven, werden in ihrer Bedeutung nicht selten auf Identitätspolitik reduziert und in ihrer vermeintlichen (Ir-)Relevanz auf subkulturelle Kontexte beschränkt. Emma Dowling, Silke van Dyk und Stefanie Graefe (2017: 412, Herv. i. O.) sprechen im Zuge jüngerer gesellschaftlicher Debatten um Identitätspolitik von einem „*Mehrheiten-Minderheiten-Argument*“, in dem „der Linken“ – „womit von Linksliberalen über (autonome) soziale Bewegungen bis hin zu Poststrukturalist\*innen alles gemeint sein kann“ – vorgeworfen wird, „dass die Kämpfe kleiner Gruppen die Interessen der Mehrheit an den gesellschaftlichen Rand gedrängt hätten“:

„Die Annahme, die Linke habe sich zu sehr auf Kämpfe gegen kulturelle Diskriminierung konzentriert und darüber den eigentlich wichtigeren Kampf gegen ökonomische Ausbeutung vergessen, ist grundlegend für diese Argumentationsfigur. In den Hintergrund rückt dabei die Idee, dass eine emanzipatorische Linke in der Lage sein sollte, Rechtspopulismus und Neoliberalismus gleichermaßen zu kritisieren – ohne Antirassismus oder Antisexismus auf der einen und soziale Gleichheit bzw. Gerechtigkeit auf der anderen Seite gegeneinander auszuspielen“ (ebd.: 413).

Im Rahmen dieses Beitrags wird argumentiert, dass gerade die Verbindung queerer und intersektionaler Ansätze Möglichkeiten eröffnet, emanzipative und antikapitalistische (Handlungs-)Perspektiven zusammenzudenken und auszuformulieren. Dazu gilt es auch die gerade beschriebene Ausgangssitua-

1 Vgl. hierzu rassismuskritisch Ayata (2016).

2 Der Asterisk (\*) jenseits gendgender Begriffe wird verwendet, um *erstens* darauf zu verweisen, dass hinter dem markierten Begriff eine sozial wirksame Konstruktion, Konzeption, Normierung und/oder Vorstellung steckt, und um *zweitens* eine kritische Haltung gegenüber dieser auszudrücken.

3 Die Schreibweise *weiß* orientiert sich an dem Nachschlagewerk *Wie Rassismus aus Wörtern spricht. (K)Erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache*, in dem u.a. dargelegt wird: „Weißsein ist in der *weißen* Wahrnehmung grundsätzlich die Norm. So wie im Kolonialismus Energien darauf verwendet wurden, das Weißsein als Marker der Überlegenheit zu erfinden, so wird heute von Weißen viel darum gegeben, Weißsein unsichtbar zu machen. Wird nun also auf den Begriff ‚weiß‘ zurückgegriffen, so birgt dies u.a. den Vorteil, dass dieser Zustand verdeutlicht und bekämpft werden kann“ (Sow 2019: 190, Herv. i. O.; vgl. auch Diangelo 2018).

tion anzuerkennen und zu reflektieren, dass die Thematisierung intersektionaler und multidimensionaler Diskriminierungsformen<sup>4</sup> und deren strukturelle Verankerung – in gesellschaftlichen Normen, institutionalisierten Praxen, Rechten und Gesetzen – in gesellschaftlichen Debatten genauso wie in wissenschaftlichen Diskursen oft den Betroffenen<sup>5</sup> selbst obliegt, deren Perspektiven, Interessen und Analysen, entgegen dem beschriebenen Mehrheiten-Minderheiten-Argument, weithin marginalisiert werden. Gudrun-Axeli Knapp (2013: 346) beschreibt mit Blick auf die deutschsprachigen Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften den Zusammenhang zwischen Problemen, Erfahrungen und Problematisierungen als skandalös eng: In der Verteilung von Forschungsinteressen und kritischer Aufmerksamkeit für Problemstellungen manifestieren sich in intersektionalen Auseinandersetzungen mit Macht-, Herrschafts-, Ungleichheits- und Diskriminierungsverhältnissen genau diese Verhältnisse (ebd.).

Um, wie in der Einleitung beschrieben, Position dazu zu beziehen, dass Kritiken und Utopien nicht unabhängig von den Verhältnissen entstehen, die sie zu überwinden versuchen, soll an dieser Stelle auf zentrale Aspekte der hier vertretenen Konzeption queerer Intersektionalität verweisen werden: Das Grundverständnis von Intersektionalität ist dabei mit der Frage nach den (Un)Möglichkeiten *politischer Solidarität* verknüpft, während das Grundverständnis von Queerness mit der Frage nach den *Transformationsmöglichkeiten* von Normalität(svorstellungen) einhergeht.

Intersektionalität wird im Anschluss an Knapp als mögliche „*Vermittlung* zwischen [...] verschiedenen Formen von Diskriminierung, Ungleichheit und Unterdrückung“ (Knapp 2013: 344, Herv. i. O.) und als intervenierende Rahmung dieser Verhältnisse betrachtet (ebd.: 346). Die Elemente der Vermittlung und der Intervention werden im Verlauf der Argumentation unter Bezug auf Sweetapple weitergedacht, der Intersektionalität als „verheißungsvollen Zustand“ hinsichtlich der Möglichkeiten „politischer Solidarität“ beschreibt (Sweetapple 2018a: 16, Übersetzung LM).

Queer zu denken und zu handeln bedeutet für Ariel Gore (2016: 144) Normen zu destabilisieren. Queer ist das Bestreben nach Veränderung von Vorstellungen und Wissen sowie realen Verhältnissen und deren vermeintlicher Normalität (Dietze et al. 2012: 3). In diesem Sinne schlagen Dietze et al. vor, queer nicht als identitäre Bezeichnung, sondern „als Verb im Sinne eines

4 Die Bezeichnung multidimensionale Diskriminierungsformen soll dem implizierten additiven Charakter des Begriffs Mehrfachdiskriminierung entgegenstehen und darauf hinweisen, dass einzelne Formen von Diskriminierung situativ und strukturell auf spezifische und vielfältige Weisen ineinandergreifen und zusammenwirken, d.h. Intersektionen bilden.

5 Der Verweis auf Betroffene und Betroffenenperspektiven soll keine Stigmatisierung auf Opferrollen suggerieren. Die Begriffe werden vielmehr als Verweis auf und Kritik an Macht-, Dominanz-, Unterdrückungs-, Ausbeutungs-, Diskriminierungs- und Gewaltverhältnisse(n) verwendet, innerhalb derer Menschen(gruppen) *betroffen gemacht werden*.

„queeren/queerings“ oder als Praxis der Veruneindeutigung von etwas“ zu verstehen (ebd.).

Diese Idee von Queering wird im Folgenden vertiefend diskutiert. Dabei wird ein Blick auf ursprüngliche Kontexte queerer Bewegungsgeschichte(n) zunächst verdeutlichen, dass Queer(ness) und Intersektionalität initial miteinander verknüpft waren. Anschließend werden Veränderungen problematisiert, die dem gemeinsamen Denken von Queer(ness) und Intersektionalität entgegenwirken. Eine abschließende Betrachtung der Konzepte des radikalen queeren ‚m/othering‘ und des ‚nurturing‘ gibt einen Ausblick auf transformative Praxen jenseits der Trennung von politischer Veränderung und privater Beziehungsarbeit.

### 3 Queere Geschichte(n) und transformative Praxen

„[...] the Queer Intersectional doesn't succumb  
to the inertia of accommodation or integration;  
it doesn't ‚get over it‘.“  
(Sweetapple 2018a: 21)

Queerness, queering, queer – Substantiv, Verb, Adjektiv. Die Benennung und Beschreibung von Handlungspraxen und Lebensweisen sowie Denkansätzen und Theorien als queer beginnt im akademischen Kontext in den USA der 1990er Jahre. *Theory follows practice*. Das Akademisieren von Queerness folgt politischen Kämpfen, deren Ursprung Heinz-Jürgen Voß und Salih Alexander Wolter im Kontext der New Yorker Christopher Street im Juni 1969 verorten (Wolter 2019: 28ff.; Voß 2019b: 140f.). Die heute unter diesem Namen laufenden kommerzialisierten Pride Paraden versinnbildlichen eher die grundlegenden Veränderungen, die sich in den letzten Jahrzehnten in queeren Bewegungen vollzogen haben, als dass sie politisch an die damaligen *Stonewall Riots* anknüpfen. Dieser Widerstand richtete sich gegen wiederholtes polizeiliches racial profiling<sup>6</sup> im Umfeld queerer Bars. Die Solidarisierung und der gemeinsame Kampf ergaben sich aus den Diskriminierungs-, Marginalisierungs- und Repressionserfahrungen betroffener Menschen(gruppen). Die

- 6 Michelle Alexander (2012: 130) zeigt, dass racial profiling, wie im Fall der Stonewall-Inn-Razzien, in den USA verfassungsrechtlich geschützt war und ist: „The dirty little secret of policing is that the Supreme Court has actually granted the police license to discriminate.“ Demnach ist es legitim, dass die Kategorie *race* als Grundlage von Kontrollen angewendet wird, solange sie nicht als alleiniger Faktor für die polizeiliche Maßnahme gilt. Alexander macht in diesem Kontext deutlich: „Clearly, race is not the only reason [...]. Gender, age, attire, and location play a role“ (ebd.: 131).

Ausrichtung und Zielsetzung der sich aus diesen Ereignissen formenden Bewegung waren entsprechend intersektional. Sie adressierte (Hetero)Sexismus, Homo- und Trans\*feindlichkeit genauso wie Rassismus und Kapitalismus, und forderte vor diesem Hintergrund eine radikale Transformation gesellschaftlicher Verhältnisse. Susan Stryker stellt in ihrer Analyse zu Ursprüngen queerer Bewegungsgeschichte(n) die Anknüpfung an intersektionale feministische Perspektiven und Forderungen heraus. Denn diese thematisierten

„all of the things that intersect with their being women, such as race, class, nationality, religion, disability, sexuality, citizenship status, and myriad other circumstances that marginalize or privilege them – including having transgender or gender-nonconforming feelings or identities“ (Stryker 2017: 5).

Es wird der Vielfalt aktivistischer Handlungspraxen und deren Vernetzungen nicht gerecht, von *einem* Ursprung oder *einer* ursprünglichen Verknüpfung queerer und intersektionaler Ansätze auszugehen. Zentral für das hier vorgeschlagene Verständnis queerer Intersektionalität ist jedoch die Anerkennung, dass entsprechende Perspektiven in Beziehung zueinander standen und sich in ihren Entwicklungen, Konzeptionierungen und Begrifflichkeiten – bis heute – gegenseitig beeinflussen und bereichern (können).

Wichtig ist jedoch ebenfalls anzuerkennen, dass eine erhebliche Diskrepanz zwischen den 1969 und in den Folgejahren kämpfenden Aktivist\*innen, wie Sylvia Rivera oder Marsha P. Johnson, und den von diesen Kämpfen am meisten profitierenden Queers besteht, die sich im *Whitewashing* von Queerness ausdrückt (Wolter 2019: 28ff.; Voß 2019b: 140f.). Gegenwärtig dominierende queere Spektren fordern keine radikale gesellschaftliche Transformation mehr, sondern bürgerliche Integration (*Ehe für alle*). In direktem Zusammenhang mit derart inhaltlichen Verlagerungen fanden auch zunehmend Ausschlüsse genau jener statt, die unter den größten repressiven und existenziellen Risiken kämpften. Retrospektiv profitier(t)en am meisten mittelständische, bildungsbürgerliche *weiße* schwule cis Männer<sup>7</sup> (Wolter 2019: 32ff.; Voß 2019a: 118). Diese ‚Verschiebungen‘ und die daraus resultierende Dominanz haben vielfältige hierarchische und diskriminierende Verhältnisse zur Folge: Queere Perspektiven und Lebensrealitäten sind entlang multipler Diskriminierungsformen wie Rassismus, Antisemitismus und Klasse (Klapeer 2015: 37f.), sowie physischer und psychischer ‚Gesundheit‘, ‚Krankheit‘ und ‚Behinderung‘

7 Die Bezeichnung Frauen und Männer ohne Asterisk (\*) wird verwendet, wenn auf Vorstellungen und Diskurse binarisierter Geschlechterverhältnisse referiert wird. Perspektiven, die auf Zweigeschlechtlichkeit beruhen, gehen davon aus, dass alle Menschen entweder Frauen oder Männer sind. Dementgegen wird der Asterisk an gegenderten Begriffen im Kontext aller (queeren) Perspektiven verwendet, die binäres Denken in Frage stellen. In dieser Verwendung verweist das \* auf ein Verständnis von Gender als (offenes und fluides) Spektrum, das im Unterschied zu dem binären *entweder* Frau *oder* Mann (als sich dichotom gegenüberstehenden Kategorien), auch Optionen des *Dazwischen* und *Jenseits von* einschließt.

(Raab 2010: 77ff.) und deren strukturellen und situativen Intersektionen hierarchisiert. Damit werden, wie Gundula Ludwig (2016: 201 ff., 205, 210f.) kritisiert, sowohl Ausschlüsse als auch die Minderung des kritisch-subversiven Potentials von queeren Lebensweisen in Kauf genommen und entsprechende Ausschlüsse – aus Diskursen ebenso wie aus Praxen ökonomischer, politischer und sozialer Teilhabe – zugleich entpolitisiert.

Gleichzeitig zeigt sich in diesem Umstand das Spannungsfeld der Bedeutungsmöglichkeiten von und des Anspruchs auf die Bezeichnung queer: Eine Sammelbezeichnung für alles und alle, die ‚irgendwie nicht hetero‘ sind, steht einer teils sehr voraussetzungsstarken akademischen Kritik an der Hegemonie binarisierten und/oder heteronormativen Denkens gegenüber (Wolter 2019: 28). Auf den Ebenen politischer Forderungen und aktivistischer Kämpfe wird queer sowohl in liberal-integrativen als auch in radikal-transformativen Kontexten gebraucht. Die Vieldeutigkeit des Begriffes queer und seine Verankerung sowohl in aktivistischen als auch in akademischen Kontexten birgt, wie gezeigt wurde, die Problematik der unreflektierten Aneignung durch privilegiert(er)e Positionen. Durch die Trennung queerer von intersektionalen Ansätzen und der entsprechenden Marginalisierung weniger privilegierter Perspektiven perpetuieren sich im Spektrum queerer Wissensproduktion und aktivistischer Bewegungen aber genau jene gesellschaftlichen Normen, die den eigenen Ansprüchen nach dekonstruiert werden sollen.

Dementgegen definiert Alexis Pauline Gumbs (2016a: 115) queer als das, was nicht den Status quo reproduziert. Das Nichtreproduzieren von Bestehendem bedeutet im Umkehrschluss das Produzieren von (noch) nicht Bestehendem. Queer verweist in diesem Sinne auf einen Prozess der Veränderung. Während die Frage nach Transformation von Beziehungsweisen in Abschnitt 5 in Anlehnung an Adamczak (2017) besprochen wird, soll hier kurz verdeutlicht werden, dass diese Auseinandersetzung nicht genuin aus *weißen* Perspektiven erfolgt: Gumbs Konzept des radikalen queeren ‚m/othering‘, in dem ‚m/other‘ nicht als gegenderte Identität, sondern als mögliche Handlungsform für Transformation verstanden wird, bildet ein aktuelles Beispiel dafür. Gumbs (2016b: 20) positioniert sich darin gegen die vermeintliche Unvereinbarkeit von ‚mother‘, ‚queer‘ und ‚revolutionary‘. Dabei kritisiert sie einerseits die rassifizierte Unterscheidung, zwischen ‚motherhood‘ als Zustand, der mit *weißen* Privilegien verknüpft ist, und ‚mothering‘ als Praxis, die von Women of Color verrichtet wird (ebd.: 22), und andererseits die gegenderte Hierarchisierung, nach der Kinder als ‚fatherless‘ und nicht etwa als ‚motherful‘ gelten (ebd.: 29f.). Werden hierbei die Inhaftierungspraxen in den USA, d.h. auch die Tatsache, wie viele rassifizierte Männer\*/Väter\* von ihren Kindern getrennt sind, mitgedacht (vgl. Alexander 2012), konkretisiert sich der Komplex sozialer Verhältnisse auf die Gumbs‘ Perspektive zielt. Der spannende Teil von ‚m/othering‘ als Praxis, die von allen erlernt werden kann, wird dabei hinter dem ‚m‘ verortet: Othering, nicht im Sinne der Fremdzuschreibung, sondern im

Sinne der Veränderung bestehender Verhältnisse und der eigenen Person als Teil dieser (Gumbs 2016b: 21f.). Gumbs radikales queeres m/othering lässt sich als Anknüpfung an Audre Lorde bereits in den 1980er Jahren geführte Auseinandersetzung mit ‚nurturing‘ als transformatives Konzept denken. In Anbetracht patriarchaler und rassistischer Strukturen fasst Lorde ‚nurturing‘ als intersektionale Praxis hinsichtlich möglicher Beziehungen zwischen Frauen\* unter Anerkennung ihrer Differenzen:

„Within the interdependence of mutual (nondominant) differences lies that security which enables us to descend into the chaos of knowledge and return with true visions of our future, along with the concomitant power to effect those changes which can bring that future into being“ (Lorde 2015 [1984]: 111f.).

Diese beiden Konzeptionen der Pflege von Beziehungen stehen einem binären Verständnis entgegen, das politischen Aktivismus und Veränderung einerseits von privaten Beziehungs- und Fürsorgearbeiten andererseits trennt. Queer-intersektionales Denken und Handeln beschreibt demgegenüber einen kritischen Bezug zu gegenwärtigen Normen und Verhältnissen mit dem Ziel, diese zu transformieren. Ein solcher Transformationsanspruch beinhaltet ein breites Kontinuum von Aspekten: ablehnen und abgrenzen von Existierendem, herausfordern von Bestehendem, intervenieren und destabilisieren, verlernen von Internalisiertem, entwickeln von Visionen, erproben von Alternativen, aushalten von Widerständen und Rückschlägen, eingestehen von Fehlern. Der folgende Abschnitt bietet Anhaltspunkte zur Destabilisierung einer Normalität, die auf Kategorisierungen, Zuschreibungen und Ausschlüssen basiert. Dabei wird der Fokus auf das Zusammenspiel von Normen und Privilegien gelenkt.

## 4 Gewaltförmigkeit der Norm(alität): eine queer-intersektionale Kritik

„Wir nennen sie Heteronormativität, Kapitalismus oder Patriarchat.  
Sie selbst nennen sich Normalzustand.“  
(Kitchen Politics 2015: 4)

Die Destabilisierung und Dekonstruktion von Kategorien bildet ein wesentliches Potential queerer Analysen (Dietze et al. 2007: 109; 2012: 4). Ebenso ist der Umgang mit Kategorien ein zentrales und umstrittenes Thema intersektionaler Ansätze. Ausschlaggebend in intersektionalen Debatten sei, so beispielsweise Tove Soiland (2008), die Positionierung zu der Frage, ob der (mangelnden) Artikulation von Verhältnissen oder der (ausbleibenden) Dekonstruktion von Kategorien Priorität eingeräumt würde. Der in diesem Artikel vertretene Ansatz queerer Intersektionalität nimmt eine ambivalente Position zu dieser

Frage ein: *Einerseits* wird hier die Notwendigkeit von Kategorien im Sinne „eine[r] strategisch gedachte[n] Identität“ als „Ausgangsbasis einer politischen Artikulation“ Betroffener als wichtig erachtet und anerkannt (FeMigra 1994: 49). In diese Haltung spielt auch der zentrale Hinweis Adamczaks (2017: 123f.) mit hinein, dass Uneindeutigkeit hinsichtlich kategorialer und identitärer Bestimmungen nur dann als eine emanzipative queere Praxis verstanden werden kann, wenn sie nicht als Anforderung an jene formuliert wird, die um eine Eindeutigkeit kämpfen, die ihnen in herrschenden Verhältnissen verwehrt wird. *Andererseits* kann und sollte aber die Auflösung von Kategorien mit dem Ziel verfolgt werden, gewaltvolle Zuschreibungen und Zurichtungen von Menschen(gruppen) durch Andere abzulehnen und abzubauen. Denn in diesem Fall werden Menschen durch kategoriale Zuschreibungen und Ansprachen geprägt, ohne sich für oder gegen eine Identifikation mit diesen Kategorien entscheiden zu können (Hornscheidt 2018b: 153). Die fortlaufende Normalisierung solcher Zuschreibungsprozesse und die damit vermeintlich einhergehende Normalität sich bestimmten Kategorien zuordnen zu müssen, fasst Lann Hornscheidt als Gewalt, die „die Idee des Menschlichen, des Mensch-Seins“ (ebd.: 78) genauso wie die „Form unseres Begegnens“ (ebd.: 79) und unsere „(Vorstellungs)Welt“ (ebd.: 80) strukturiert.

In hegemonialen Wissenschaftsdiskursen wie auch in sozialen Verhältnissen besteht eine Präferenz für binäres Denken und dichotome Eindeutigkeiten: Frau/Mann, öffentlich/privat, normal/anormal, Staatsbürger\*in/Ausländer\*in, friedlich/gewaltvoll, gesund/krank... Solchen Perspektiven zuwider beschreibt Adamczak (2017: 218) queer als Begierde, nicht dermaßen identifiziert zu werden. Gore (2016: 142ff.), die eine ähnliche Haltung vertritt, weist darauf hin, dass das Verlangen nicht identifiziert zu werden sich nicht nur auf Individuen beschränkt, sondern auch soziale Beziehungsmodelle und -normen einbezieht: Queeren bedeutet Identität(en), Gender, Sexualität(en), Familie(n) und Gemeinschaft(en) zu veränderbaren Konstellationen zu erklären und sie als solche in den Fokus zu rücken. Entgegen der exklusiven Normierungen der idealisierten Kernfamilie (deren Mitglieder – Mutter, Vater, Kind(er) – alle der Mittelschicht angehörnd, heterosexuell, physisch und psychisch gesund, glücklich, erfolgreich und *weiß* sind) ermutigt Gore dazu, die Grenzen dieses Systems zu überschreiten. In Anbetracht der Limitation gesellschaftlich-kapitalistisch legitimer Lebens- und Beziehungsformen stellt sie fest: „I find it amusing that to be a threat to the nuclear family, all one has to do is live happily (or in honest depression) outside of it“ (ebd.: 143).

„Normalität“ – strukturiert durch Formen von Gewalt – produziert gewaltvolle Ausschlüsse beziehungsweise Anpassungsforderungen an Menschen(gruppen). Binarisiertes Denken und entsprechende gesellschaftliche Normierungsprozesse limitieren dabei Möglichkeiten eines ‚Dazwischens‘ oder ‚Jenseits von‘ eindeutigen und sich dichotom gegenüberstehenden Zuordnungen: Die Erfahrungen und Lebensrealitäten von Menschen, die – durch den binär

geprägten Blick von außen beurteilt – beispielsweise nicht in die Kategorie Mann oder Frau passen oder die sich nicht (oder nicht immer) mit einer der beiden Kategorien identifizieren (können oder wollen), bleiben in binarisierten Verhältnissen nach wie vor von der Normalität ausgeschlossen. Diese Exklusivität manifestiert sich von alltäglicher (An)Sprache (Anrede Herr oder Frau, Pronomen er oder sie) und Symboliken (Männer- oder Frauentoiletten<sup>8</sup>, -duschen, -umkleiden) bis in institutionalisierte und juristisch gefasste Verhältnisse (Ehe, Mutterschaft, Vaterschaft). Auf all diesen Ebenen werden (Un)-Sichtbarkeiten und Artikulations(un)möglichkeiten und somit Formen symbolischer, epistemischer und normativer Gewalt (re)produziert, wie Antke Engel (2014) zeigt. Engels Perspektive weist auf zentrale Aspekte hin, um die oben dargestellten Gedanken vom politisch-strategischen Nutzen identitärer Kategorien weiterzuführen. In den Fokus geraten dabei die Kategorisierungen von Andersartigkeit(en). Das Erringen von Aufmerksamkeit und Benennbarkeit von Lebensweisen jenseits der Norm beschreibt Engel (2014: 7) dabei als eine „prekäre Angelegenheit“, die nicht garantiere, der Gewalt zu entkommen:

„Denn symbolische Gewalt tritt häufig in Form von Klassifikationen auf und normative Gewalt sortiert diese Klassifikationen nach dem Raster normal/anormal, organisiert Zugehörigkeit und Ausschluss bzw. legitimiert Disziplinierung, Kriminalisierung oder Pathologisierung. Zwischen Benennung und Selbstbenennung bestehen also ein radikaler Unterschied ebenso wie fließende Übergänge, so dass jeder Name, der öffentliche Sprechbarkeit ermöglicht, zugleich darauf hin befragt werden muss, inwiefern er als Eigenname Einzigartigkeit ausdrücken kann und inwiefern er als Kategorie verallgemeinert und unterwirft“ (ebd.).

Der wichtige Hinweis auf den ‚radikalen Unterschied‘ und die ‚fließenden Übergänge‘ zwischen Benennung, also Zuschreibung von außen, und Selbstbenennung, also der (politischen und/oder strategischen) Aneignung einer (kollektiven) Bezeichnung und/oder Identität wird hier noch einmal mit Adamczak wichtigem Hinweis verknüpft: Adamczak (2017: 124) betont, dass das Bestreben nach Uneindeutigkeit nur dann als emanzipative queere Praxis verstanden werden kann, wenn es nicht als Anforderung an Menschen(gruppen) gestellt wird, „die vielleicht genau um den Zugang zu jener Eindeutigkeit kämpfen, die ihnen verwehrt werden soll“. Es geht also nicht um die (sofortige) Abschaffung kategorialer Zuordnungen, sondern zunächst einmal zentral um eine Verschiebung: Die Entmachtung der Klassifizierung durch Andere und die Anerkennung der Definitionsmacht Betroffener.<sup>9</sup> Der radikale Unterschied dieser Perspektiven verdeutlicht sich in den jeweiligen Konnotationen gleicher

8 Einen Bruch in dieser Zweigeschlechterordnung stellt die Kategorie Behinderung dar, die an manchen (nicht allen) Orten getroffen wird: Männertoilette, Frauentoilette, Behinderten-toilette. Diese Einteilung suggeriert, dass die Kategorie der Behinderung dominanter als die des Geschlechts sei, d.h. Geschlecht von Behinderung ‚überschrieben‘ werde beziehungsweise mit Behinderung zugleich ‚Geschlechtslosigkeit‘ einhergehe (Köbsell 2010: 20f.).

9 Vgl. für eine aktivistische Perspektive zu Anforderungen an und Ausschlüssen von trans\* Frauen Faulenza (2017).

Aussagen aus unterschiedlichen Positionen: Die Benennung von Kategorien (...inter\*, trans\*, lesbisch, schwul, jüdisch, muslimisch, Schwarz, Arbeiter\*in, arbeitslos, wohnungslos, behindert, dick, abhängig, krank...) aus einer ‚ich bin/wir sind...‘-Sprecher\*in(nen)position kann Selbstermächtigung (auf der Grundlage geteilter Erfahrungen) bedeuten. Aus einer ‚du bist/ihr seid...‘-Sprecher\*in(nen)position kann die gleiche Aussage eine Selbstüberhöhung bedeuten und damit die abgrenzende Abwertung der kategorisierten Menschen(gruppe) auf Grundlage ihrer vermeintlichen Andersartigkeit. Selbstbezeichnungen, im oben dargestellten Sinne einer „strategisch gedachte[n] Identität“ (FeMirga 1994: 49), spielten und spielen immer wieder wichtige Rollen für alltägliche Handlungspraxen und soziale Bewegungen, genauso wie politische Forderungen und gesellschaftliche Debatten. Allerdings lösen auch diese Normierungsprozesse und -praxen nicht grundsätzlich auf:

„Aufgrund der Machtverhältnisse entkommt auch eine selbstbestimmte Bezeichnung nicht dem Dilemma, durch den Akt der Bezeichnung des Anormalen selbst die Norm als unmarkierte zu reproduzieren“ (Adamczak 2017: 124).

Zentral ist also die Blickrichtung und problematisch wird diese dann, wenn sie die Anderen, Andersartigkeit(en), Abweichung(en) in den Fokus rückt, ohne dabei die Norm(en) zu benennen, die die Grundlage(n) dieser Abgrenzung(en) bilden. ‚Normal zu sein‘ – also als normal gelesen zu werden und sich selbst im Rahmen gesellschaftlich dominanter Vorstellungen als normal zu empfinden – ist in den herrschenden Verhältnissen ein Privileg, das die Wenigsten vollständig genießen (können). Statt mit einem nicht enden wollenden forschenden Interesse zu definieren und klassifizieren, wer und was alles nicht normal ist, lohnt sich daher die Frage, was die stillschweigende Grundlage aller Abweichung(en) und Andersartigkeit(en) bildet: Wer und was ist eigentlich die Norm? Ein Bewusstsein darüber, so stellt Hornscheidt (2018a: 128) heraus, ist insofern zentral, als dass Normen den Rahmen „des Vorstellbaren, des Empfindens und des eigenen Erlebens“ bilden. Das bedeutet für den Anspruch einer emanzipativen Gesellschaftskritik und -gestaltung die „offensive Benennung dessen, was in der Regel unbenannt bleibt, weil es als Norm verstanden wird“ (Lorey 2008: 139). Eine solche Praxis des umgekehrten Explizierens ist in zahlreichen queeren und intersektionalen Ansätzen zu finden: Voß (2019b: 103, Herv. LM) stellt mit Blick auf biologische und medizinische Diskurse heraus, dass das Identifizieren und Benennen von ‚Abweichungen‘ zahlreiche Merkmale betreffen, die dem „Ideal des *weißen* bürgerlichen Mannes (und der *weißen* bürgerlichen Frau)“ nicht entsprachen und entsprechen, wie etwa ‚Wahnsinn‘, ‚Hysterie‘, ‚Depression‘ und andere ‚Erkrankungen‘. Wie Knapp (2013: 346) zeigt, ist das gleiche „implizite Normalmodell“ auch in der soziologischen Begriffsbildung auszumachen. Wolter (2019: 55, Herv. LM) formuliert allgemein, dass als ‚Produkt‘ des – lange Zeit ausschließlich aus männlichen Perspektiven verfolgten – wissenschaftlichen Interesses auf das ‚Abweichende‘, ‚Andere‘, ‚Nicht-Normale‘ „als ‚*unmarkierte Norm*‘ der reale *weiße*

Mann“ gesetzt und damit als universeller Maßstab geltend gemacht wurde und wird. Schon Donna Haraway (1995: 65) weist auf den Mensch/Mann als „unmarkierte Kategorie“ hin und zeichnet diese Position durch die Macht aus „zu sehen, ohne gesehen zu werden sowie zu repräsentieren und zugleich der Repräsentation zu entgehen“ (ebd.: 80). Eine Position des Nicht-Markierten bedeutet also, einer oder mehrerer unmarkierter Normen beziehungsweise Kategorien zu entsprechen und dadurch privilegiert zu sein, über Andere sprechen zu können und gleichzeitig über sich selbst nicht sprechen zu müssen.

Die unausgesprochene Verknüpfung von Norm(alität) mit Privileg(ierung) spiegelt sich in zahlreichen Verhältnissen und Vorstellungen wider. Kimberlé Crenshaw (1995: 112), die das Verhältnis rechtlicher und gesellschaftlicher Normen zu (Anti-)Diskriminierung hinsichtlich ‚racial (in)equality‘ diskutiert, zeigt etwa auf, dass eine Grundlage westlichen\* beziehungsweise *weißen* Denkens darin besteht, Dichotomien zu konstruieren, bei denen die\*der\*das ‚Andere‘ stets als die\*der\*das ‚Minderwertige‘ betrachtet wird: „[A] clearly subordinated Other group is contrasted with the norm in a way that reinforces identification with the dominant group“. Ludwig (2016: 197f., Herv. i. O.) kritisiert die „*weiße*, heteronormative, *ability*-zentrierte, bürgerliche Konstruktion von Weiblichkeit und Männlichkeit“ und betont die Wirkmächtigkeit heteronormativer, rassistischer und klassisierter Vergeschlechtlichung für die Organisation und Wahrnehmung von Gesellschaft, Politik und Realität. Wolter (2019: 26f.) beschreibt entsprechende Blick- und Wirkrichtungen als einen grundlegenden Mechanismus für den globalen Kapitalismus und hebt hervor, dass in den Fokus gerückt werden müsse, dass keine dieser Dichotomien, Kategorien und Abgrenzungen ‚naturgegeben‘ oder unveränderlich ist (ebd.: 56). Vor einem ähnlichen Hintergrund fordert Engel (2014: 7),

„aufmerksam dafür zu werden, wo Gewalt in Form symbolischer, epistemischer oder normativer Gewalt auftritt, wo also Kommunikations- und Beziehungsformen sowie Alltagspraxen durch heteronormative, körpernormative, klassistische, rassistische und antisemitische Selbstverständnisse und ‚Normalitäten‘ geprägt sind.“

Im Sinne des hier vertretenen Verständnisses queer-intersektionaler Denk- und Handlungsweisen ist die von Engel geforderte Aufmerksamkeit nicht nur mit einer konsequenten Kritik an entsprechenden Verhältnissen, sondern auch einer Veränderung derselben verbunden. Im Folgenden werden einige Möglichkeiten dazu aufgezeigt, indem zunächst der Frage nach politischer Solidarität nachgegangen und anschließend zentrale Aspekte Adamczaks beziehungstheoretischer Perspektive dargelegt werden.

## 5 Queere Intersektionalität *beziehungsweise* intersektionale Queerness

„Solidarität ist [...] eine zunächst spontane Bewegung, die sich gleichzeitig horizontal und von unten ausbreitet.“  
(Adamczak 2017: 258f.)

Um Kritik und Transformation zu verknüpfen, kommt das Potential der *Gleichzeitigkeit von Anerkennung und Ablehnung* queer-intersektionaler Perspektiven zum Tragen: Das Potential, komplexe Macht-, Dominanz-, Unterdrückungs-, Ausbeutungs- und Gewaltverhältnisse zu *kritisieren* und in deren Normalität(en) und Normativität(en) zu *intervenieren*. Zentral ist dabei das im Rahmen dieses Artikels vertretene Grundverständnis, demnach die Fragen nach Intersektionalität und politischer Solidarität sowie nach Queer(ness) und Transformation gemeinsam gedacht werden. An dieser Stelle soll konkretisiert werden, wie eine Transformation gesellschaftlich-kapitalistischer ‚Normalverhältnisse‘ hin zu solidarischen Verhältnissen gedacht werden kann. Der hier unterbreitete Vorschlag erhebt weder Anspruch auf Abgeschlossenheit noch auf universale Gültigkeit, sondern versteht sich als Beitrag zu der Suche nach queer-intersektionalen Formen der Kritik und Veränderung.

Als Konsequenz des gegenwärtigen Umgangs mit der ‚Andersartigkeit Anderer‘ fordern Sabine Hark und Judith Butler (2018: 206f., Übers. LM) eine epistemologische Haltung „mit der Welt statt „über die Welt“ zu denken: „Über die Welt“ zu denken suggeriert eine (vermeintliche) Distanz zu dieser und einen (vermeintlich) objektiven Blick auf sie, „mit der Welt“ zu denken lenkt den Fokus hingegen auf das Positioniert- und Involviertsein in ihr – auch durch kritische Theoriebildung. In Anbetracht gegenwärtig herrschender Verhältnisse und als Grundlage für solidarisch(er)e Verhältnisse fordern Hark und Butler die Provinzialisierung (eigener) privilegierter Positionen. Differenzen, die in herrschenden Verhältnissen als Legitimationsgrundlage für Abgrenzung(en) und Abwertung(en) genutzt werden, können und müssen in diesem Zusammenhang als Grundlage von Solidarität (neu) verhandelt werden. Es sei

„one of the most pressing tasks of our world at present to find opportunities to live with others and share the world without wiping out the otherness of others, but also without denying the undoubtedly persisting quandaries that have and will emerge along the way. Precisely for this reason, we have no choice but to provincialize our own position and explore possibilities of solidarity across difference“ (Hark/Butler 2018: 208).

Marianne Kneuer und Carlo Masala (2014: 10) beschreiben Solidarität als einen reziproken Prozess. Politische Solidarität differenzieren sie von anderen Formen der Solidarität durch deren spezifische Zielsetzung: politische Veränderungen (ebd.). Dabei verweisen sie auf die Problematik, dass Solidarität

durch „privilegierte soziale Gruppen effektiver organisiert und eingesetzt werden“ kann (Kneuer/Masala 2014: 17). Die (Selbst)Provinzialisierung privilegiert(er)er Positionen in Verhältnissen, die durch Differenzen geprägt sind, kann somit als Versuch verstanden werden, der weiteren Verfestigung dieser Privilegien entgegenzuwirken.

Sally J. Scholz (2008: 34) definiert politische Solidarität im Unterschied zu anderen Formen von Solidarität u.a. dadurch, dass sie als Reaktion auf Situationen von Ungerechtigkeit oder Unterdrückung entsteht. Sie stellt sich als Konfrontation oder Herausforderung des Status quo dar und birgt dabei kämpferisches Potential (ebd.: 13). Politische Solidarität richtet die Aufmerksamkeit auf individuelles Bewusstsein, Selbstverpflichtung, Gruppenverantwortung und kollektive Aktionen (ebd.: 33). Dabei zeichnet eine politische Solidargemeinschaft sich dadurch aus, dass sie ein geteiltes Verständnis über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunftsvision hat, wobei letztere meist weit gefasst ist, um diverse Perspektiven einbinden zu können (ebd.: 34). Scholz hebt hervor, dass politische Solidarität konkrete menschliche Beziehungen zum Inhalt hat (ebd.: 35).

Menschliche Beziehungen, so wurde in der bisherigen Argumentation gezeigt, zeichnen sich durch zahlreiche Differenzen aus, die sich strukturell wie auch situativ in Macht-, Dominanz-, Unterdrückungs-, Ausbeutungs-, Diskriminierungs- und Gewaltverhältnissen ausdrücken. Mit Blick auf die (Un)Möglichkeiten (kosmo)politischer Solidarität im Kontext transnationaler feministischer Bewegungen und Theorien, hebt Johanna Leinius (2019: 83) hervor, dass Differenzen, durch eine durch „Kolonialisierung und Moderne“ etablierte Sichtweise, als „hierarchisch und binär wahrgenommen“ würden, beziehungsweise „Differenz immer mit Ungleichheit verbunden“ (ebd.: 85) sei. Vor diesem Hintergrund stellt sie heraus:

„Die Artikulation von Kritik an den bestehenden Verhältnissen und das Streben nach Emanzipation sind dann eine notwendige, aber nicht ausreichende Basis für feministische Solidarität. Stattdessen gilt es, sich auf die transformative und transformierende Praxis des Dialogs über Differenzen hinweg einzulassen, um so kontingente Gemeinsamkeiten und ein geteiltes politisches Bewusstsein zu schaffen. Dies ist allerdings immer auch risikoreich und potenziell verletzend“ (ebd.: 89f.).

Während Voß (2019b: 141) betont, dass Koalitionen beziehungsweise Allianzen besonders für marginalisierte und/oder minorisierte Positionen mit einem Risiko zu Verletzungen verbunden sind hebt Leinius (2019: 90) hervor, dass durch Differenzen hervorgerufene Irritationen von dominierenden Positionen genutzt werden könnten, um „eigene Gewissenheiten zu hinterfragen“.

Möglichkeiten von Solidarität zu erkunden, bedeutet solidarische Verhältnisse aufzubauen, beziehungsweise bestehende Verhältnisse zu solidarisieren. Die bis hierin entwickelte Vorstellung queer-intersektionaler Denk- und Handlungsweisen in Verbindung mit den zuletzt dargestellten Gedanken zu politi-

scher Solidarität bieten grundlegende Anhaltspunkte für eine solche Transformation: Während im vorherigen Abschnitt die Verknüpfung von Normen mit Privilegien expliziert wurde, weist die Frage nach den (Un)Möglichkeiten politischer Solidarität auf die Reflexion des Zusammenspiels von Privilegien und Differenzen. Die Anerkennung, dass Solidarität aus privilegiert(er)en Positionen effektiver genutzt werden kann (Kneuer/Masala 2014: 10), dass politische Solidarität auf Gruppenverantwortung, konkrete menschliche Beziehungen und die Veränderung des Status quo zielt (Scholz 2008: 13) und dass gerade die Irritationen privilegiert(er)er Positionen produktiv genutzt werden sollten (Leinius 2019: 90), um Differenzen tatsächlich als kollektives Potential wirksam zu machen, konkretisiert und begründet Butlers und Harks (2018: 208) Forderung der Provinzialisierung (eigener) privilegiert(er)er Positionen.

Um queer-intersektionale Perspektiven in einem solchen transformierenden Sinne gegenüber dem Status quo weiterdenken zu können, werden abschließend einige Grundgedanken von Adamczaks beziehungstheoretischer Perspektive vorgestellt. Adamczak nutzt den Begriff der Beziehungsweise(n), um verschiedenste Verhältnisse zu erfassen in denen sich Menschen(gruppen) bewegen und agieren. Alle Beziehungsweisen erfüllen innerhalb kapitalistischer Gesellschaft(en) – implizit oder explizit – unterschiedliche Funktionen: Beziehungen verbinden, trennen und weisen Positionen zu (Adamczak 2017: 253). Dabei ist zentral, dass Beziehungsweisen temporär und veränderbar sind: Die Veränderung von Beziehungsweisen bedeutet soziale Transformation (ebd.: 244f.). Anschließend an die in Abschnitt 4 dargestellte Notwendigkeit, die Verknüpfung von unmarkierten Normen mit unartikulierten Privilegien transparent und transformierbar zu machen, ermöglicht es Adamczaks Perspektive, den Blick auf die „desartikulierten Beziehungen“ zu richten und zu hinterfragen, wie verschiedene Beziehungsweisen – ökonomische, juridische, familiäre, bürokratische, amouröse – zueinander stehen (ebd.: 242).

Die desartikulierten Beziehungen, die auf die Intersektionen von Verhältnisse verweisen, die Menschen(gruppen) in Marginalität, Prekarität und Unsichtbarkeit positionieren, können also artikuliert, sichtbar gemacht und (um)gestaltet werden. Kapitalistische Verhältnisse unter dieser Annahme zu betrachten, dient in Adamczaks Analyse dazu, nicht nur in der Dekonstruktion und Negation – der Abschaffung oder Überwindung von herrschenden Verhältnissen – denken zu können, sondern auch konstruktiv und utopisch. So kann imaginiert und artikuliert werden, wie Beziehungsweisen in einer transformierten Gesellschaft gestaltet sein könnten. Eine beziehungstheoretische Perspektive ermöglicht eine Kapitalismuskritik, die nicht beansprucht Kapitalismus ‚besser zu verstehen‘, aber ihn ‚leichter zu verändern‘. Das zugrunde liegende Kapitalismusverständnis stellt diesen als Gefüge ineinandergreifender Beziehungsweisen dar (ebd.: 248).

Dies bedeutet nicht, die strukturelle oder institutionelle Ebene kapitalistischen Funktionierens auf Kosten eines Fokus auf private oder persönliche Beziehungen aus den Augen zu verlieren. Der Blick soll vielmehr auf das Zusammenspiel von struktureller Diskriminierung und individuellen Beziehungen gelenkt werden, beziehungsweise diese Trennung von politisch und privat untergraben. Adamczaks Verständnis von Beziehungsweisen entzieht sich derart binarisierten Abgrenzungen von und Denkweisen über Lebensbereiche: Er ermöglicht es, die Art und Weise zu queeren, wie in dem und über das Positioniertsein in und Funktionieren von Welt gedacht wird, indem er Gültigkeit für formelle und informelle, intime und institutionalisierte, Nah- und Fernbeziehungen beansprucht. Damit unterwandert das Konzept die Exklusivität einer „Serie von binären Oppositionen“ innerhalb derer es selbst verortet ist (Adamczak 2017: 247): „Individuum/Kollektiv, Gesellschaft/Gemeinschaft, Struktur/Handlung, Privatheit/Öffentlichkeit, Subjekt/Objekt, Einheit (Harmonie)/Zweiheit (Freund/Feind), Affektivität/Rationalität“ (ebd.).

Innerhalb einer beziehungstheoretischen Perspektive verschieben sich damit die Möglichkeiten grundlegender Fragestellungen. Sie erlaubt es, identitäre Bestimmungen und Zuschreibungen einzelner Menschen(gruppen) zugunsten einer Fokussierung auf das Dazwischenliegende zu überwinden. „Die Perspektivverschiebung vom Subjekt zur Beziehung erlaubt, die Frage, wer wir sind, zu transformieren in die Frage, welche Beziehungen wir führen“ (ebd.: 252f.). Damit werden genau jene Formen von Macht, Dominanz, Unterdrückung, Ausbeutung, Diskriminierung und Gewalt sichtbar, die etwa neoliberale Diskurse durch den Fokus auf das Subjekt und die unartikulierte Annahme dessen Privilegiertseins als Norm unsichtbar machen (Hornscheid 2018a: 23f.). Adamczaks Interesse liegt jedoch nicht nur in der Frage, welche Beziehungen ‚wir‘ führen, sondern auch darin welche Beziehungen ‚wir‘ führen wollen. Beziehungsweisen werden darum nicht nur als analytischer Fokus auf das Vergangene und Bestehende, sondern auch „als Sozialität interpret[t], um deren solidarische Gestaltung es geht“ (Adamczak 2017: 237).

„Aus revolutionärer Perspektive, die nicht Politik unter bestehenden Bedingungen meint, sondern Politisierung dieser Bedingungen, geschieht das Entscheidende in dem Moment, in dem sich nicht nur bestehende Beziehungen verändern, in dem sie enger und egalitärer werden, freundlicher und weniger instrumentell, sondern auch neue Beziehungen geknüpft und andere gelöst werden, Verbindungen aufgegeben und Elemente neu miteinander verbunden werden“ (ebd.: 260).

Im Mittelpunkt von Adamczaks Überlegungen stehen Revolutionen, verstanden als transformative gesellschaftliche Prozesse. Adamczaks relationaler Theorie nach stellen Revolutionen mit Blick auf das zukünftig Mögliche, das Utopische und das Emanzipierte, praktische Versuche dar, Fragen nach der Einrichtung der Welt beziehungsweise der „Gestaltbarkeit von Gesellschaft selbst“ zu beantworten (ebd.: 85).

„Der hier unterbreitete Vorschlag [...] lautet, die emanzipatorische Revolution nicht als Machterringung, sondern als sozialen Transformationsprozess zu konzipieren, in dessen Zentrum nicht die Destruktion der herrschenden Gesellschaft steht, sondern die Konstruktion einer herrschaftsfreien“ (Adamczak 2017: 225).

Im Sinne eines emanzipativen Veränderungsprozesses fordert Adamczak, entsprechend des in Abschnitt 2 dargestellten Prinzip des queerens, die Aneignung und diffundierende Erweiterung des Konzeptes sozialer Konstruktion: Während dieses im bisher dominanten Gebrauch der Kritik des konstruierten Charakters bestehender Zuschreibungen – etwa von Geschlechterrollen – dient, nutzt Adamczak es als „Konzeption und Beschreibung neuer Sozialitäten“ (ebd.: 101). Das Konzept sozialer Konstruktion dient damit nicht nur der Kritik, sondern wird als ‚utopisch-revolutionäre‘ Gestaltungsmöglichkeit denkbar (ebd.: 102). Die Aneignung sozialer Konstruktion als zukunftsgerichtete utopische Praxis ist dabei nicht als Prozess der reisbretthaften Planung und Durchführung misszuverstehen. Entsprechend dem Anliegen, gesellschaftliche Verhältnisse, also Beziehungsweisen, zu queeren, werden die Praxen der sozialen Konstruktion, Transformation und Revolution als diffuse, uneindeutige, ungleichzeitige, missverständliche, widersprüchliche begriffen: „Tatsächlich besteht ihre von Erwartungen aufgeladene chaotische Praxis in einem *heilvollen Durcheinander*“ (ebd.: 84, Herv. i. O.). Soziale Transformation zeichnet sich somit dadurch aus, Bestimmtes zu zunächst Unbestimmtem werden zu lassen und Ordnung(en) zu verwerfen, um sie umordnen zu können. Relationale Revolution bedeutet nicht Machtergreifung, sondern eine „radikale Rekombination prä-existierender Elemente“, d.h. eine Verknüpfung von Aktuellem mit Potentiellem (ebd.: 103).

## 6 (Anti-)Kapitalistische Verhältnisse: Beziehungsweisen Queeren und Solidarisieren

„Das, was ist, kann geändert werden.“  
(Adamczak 2017: 81)

Ziel dieses Artikels war es, das wechselseitige Potential queer-intersektionaler Ansätze für eine Kritik gesellschaftlich-kapitalistischer Verhältnisse aufzuzeigen, die auch Veränderungsmöglichkeiten einbezieht.

„Mit dieser Perspektive auf Kritik geht es darum, das, was als unzuordenbar, als unzurechenbar gilt, in seiner Potenz wahrzunehmen, das heißt für Praxen offen zu sein, die keine Vorbilder haben und gleichsam durch das Raster fallen, für Praxen die den Mut haben, sich zu verweigern“ (Lorey 2008: 144).

Queer-intersektionale Denk- und Handlungsweisen weisen, wenn sie, wie von Dietze et al. (2007: 108) vorgeschlagen, in einer wechselseitigen und sich gegenseitig korrigierenden Beziehung zueinander entwickelt werden, das Potential auf sowohl Sweetapples (2018a: 16) Vorstellung, Intersektionalität als verheißungsvollen Zustand hinsichtlich der Möglichkeiten politischer Solidarität zu fassen, als auch das vertretene Verständnis von queeren als Verb (Dietze et al. 2012: 3) zu konkretisieren. Die Zentralisierung von radikaler Transformation durch soziale Konstruktion in Adamczaks Beschäftigung damit, wie Beziehungsweisen verändert werden können, ergänzt dabei zwei wesentliche Aspekte der zuvor entwickelten queer-intersektionalen Perspektiven und Forderungen:

*Erstens* richtet Adamczak den Blick auf herrschende Vorstellungen von Normalität und konzipiert den Prozess einer Revolution zunächst als Umkehrung genau dieser: Die soziale Transformation geht damit einher, dass marginalisierte Positionen „den Zugang zur Wirklichkeit“ (Adamczak 2017: 80) bekommen und dadurch „die herrschende Normalität als Wahnsinn der Herrschaft“ erkennbar wird (ebd.: 80f.). Diese Umkehrung betrifft somit genau das im Verlauf dieses Beitrags beleuchtete Verhältnis von Normen, Privilegien und Differenzen, sie richtet sich auf Verhältnisse von Zentren und Peripherien, Dominanz(en) und Unterdrückung(en), Hegemonien und Marginalisierungen: Radikale soziale Transformation forciert die Zentralisierung von Marginalisiertem und, anknüpfend an Harks und Butlers Worte (2018: 208), die Provinzialisierung von Privilegiertem. Ziel dessen ist jedoch nicht die schlussendliche Umkehrung herrschender Machtverhältnisse, sondern die Überwindung einer Normalität, die auf westlich\*-hegemonialen, binarisierten, ausschließenden und gewaltvollen Vorstellungen und Beziehungen basiert.

Die *zweite* Bereicherung queerer Intersektionalität durch Adamczaks relationale Revolutionstheorie betrifft daher das gequeerte Verständnis sozialer Konstruktion als das Aufbauen von neuen Beziehungsweisen. Eine emanzipiert(er)e postrevolutionäre Gesellschaft imaginiert Adamczak (2017: 266) als „Ensemble solidarischer Beziehungsweisen“. Solidarische Beziehungsweisen, so mein abschließendes Argument, können als queer-intersektionale Gegenentwürfe zu gesellschaftlich-kapitalistischen Verhältnissen gelesen werden. Solidarität ist demnach nicht nur das Mittel, sondern bereits der Zweck, sie ist das Verlangen nach und der Ausdruck von veränderten Beziehungen (ebd.: 260): Solidarische, kooperative und nicht-kapitalistische Beziehungsweisen beschreibt Adamczak als solche, die egalitär statt hierarchisch, sachbezogen statt verschachtelt und sicher statt unsicher sind (ebd.: 274). Um keinem „Utopiefetisch“ zu verfallen, dürfen auf diese Art „befriedigende Beziehungsweisen“ nicht als harmonisch und reibungslos begriffen werden, sondern müssen vielmehr als konfliktfähig konzipiert werden (ebd.). Die Notwendigkeit von solidarischen Umgangsformen mit Differenz(en), Dissens(en) und Kon-

flikt(en), wie sie zuvor im Kontext politischer Solidarität erläutert wurden, potenziert sich in Adamczaks Perspektive durch die darin geforderte gesamtgesellschaftliche Reichweite. Für Adamczak steht fest,

„dass gesellschaftliche Beziehungsweisen nur dann wirklich solidarisch sein können, wenn sie nicht auf einen sozialen Teilbereich beschränkt bleiben. Die revolutionäre Rekonstruktion kann nicht bei den Beziehungsweisen Ware und Liebe, Markt und Familie verharren, sondern wird zugleich die Beziehungsweisen Staat, Bürokratie, Partei, Verein, Freundschaft durchkreuzen, mischen, rekombinieren, kurz *queeren* wollen“ (Adamczak 2017: 284f., Herv. i. O.).

Queere Intersektionalität richtet sich damit, wie eingangs argumentiert, in ihrer Kritik und Relevanz auf die Ganzheit gesellschaftlich-kapitalistischer Verhältnisse sowie deren Transformation. Eine solche Perspektive als subkulturelles Phänomen zu marginalisieren, bedeutet nicht nur das in ihr angelegte Potential zur Gleichzeitigkeit von Anerkennung und Ablehnung bestehender Verhältnisse als Grundlage emanzipativer und antikapitalistischer Gesellschaftskritik und -gestaltung zu verkennen. Es bedeutet auch Normen und Privilegien zu schützen und zu verfestigen, die jene, die queer-intersektionale Denk- und Handlungsweisen vertreten, zu den ewig Anderen machen.

„For the master’s tools will never dismantle the master’s house. They may allow us temporarily to beat him at his own game, but they will never enable us to bring genuine change“ (Lorde 2015 [1984]: 112).

## Literatur

- Adamczak, Bini (2017): *Beziehungsweise Revolution: 1917, 1968 und kommende*. Berlin: Suhrkamp.
- Alexander, Michelle (2012 [2010]): *The New Jim Crow: Mass Incarceration in the Age of Colorblindness*. New York: The New Press.
- Ayata, Bilgin (2016): *Silencing the Present: Eine Postkoloniale Kritik der Aufarbeitung des NSU-Komplexes*. In: Ziai, Aram (Hrsg.): *Postkoloniale Politikwissenschaft: Theoretische und empirische Zugänge*. Bielefeld: transcript, S. 211–234.
- Crenshaw, Kimberlé (1995 [1988]): *Race, Reform, and Retrenchment*. In: Crenshaw, Kimberlé/Gotanda, Neil T./Peller, Garry/Thomas, Kendall (Hrsg.): *Critical Race Theory. The Key Writings That Formed the Movement*. New York: The New Press, S. 103–122.
- Diangelo, Robin (2019 [2018]): *White Fragility. Why It’s So Hard For White People To Talk About Racism*. London: Allen Lane.
- Dietze, Gabriele/Haschemi Yekani, Elahe/Michaelis, Beatrice (2007): „Checks and Balances.“ *Zum Verhältnis von Intersektionalität und Queer Theory*. In: Walgenbach,

- Katharina/Dietze, Gabriele/Hornscheidt, Lann [Antje]/Palm, Kerstin (Hrsg.): *Gender als interdependente Kategorie. Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität*, Opladen: Barbara Budrich, S. 107–140.
- Dietze, Gabriele/Haschemi Yekani, Elahe/Michaelis, Beatrice (2012): *Intersektionalität und Queer Theorie*. <http://www.portal-intersektionalitaet.de> [Zugriff: 29.07.2020].
- Dowling, Emma/van Day, Silke/Graefe, Stefanie (2017): Rückkehr des Hauptwiederspruchs? Anmerkungen zur aktuellen Debatte um den Erfolg der Neuen Rechten und das Versagen der „Identitätspolitik“. In: *PROKLA* 47, 3, S. 411–420.
- Engel, Antke (2014): ‚Sexuelle Vielfalt‘ aus Perspektive der Queerversity. In: *Politix* 36, 2014, S. 4–8.
- FaulenzA [Marina Dobberkau] (2017): *Support Your Sisters Not Your Cisters. Über Diskriminierung von Trans\*Weiblichkeiten*. Münster: edition assemblage.
- FeMigra (1994): Wir, die Seiltänzerinnen. Politische Strategien von Migrantinnen gegen Ethnisierung und Assimilation. In: Eichhorn, Cornelia/Grimm, Sabine (Hrsg.): *Gender killer: Texte zu Feminismus und Politik*. Berlin/Amsterdam: Edition ID-Archiv, S. 49–63.
- Gore, Ariel (2016): *Queering Family*. In: Gumbs, Alexis Pauline/Martens, China/Williams, Mai’a (Hrsg.): *Revolutionary mothering: Love on the front lines*. Oakland: PM Press, S. 142–144.
- Gumbs, Alexis Pauline (2016a): Introduction. In: Gumbs, Alexis Pauline/Martens, China/Williams, Mai’a (Hrsg.): *Revolutionary mothering: Love on the front lines*. Oakland: PM Press, S. 115–116.
- Gumbs, Alexis Pauline (2016b): *m/othering ourselves: a Black queer feminist genealogy for radical mothering*. In: Gumbs, Alexis Pauline/Martens, China/Williams, Mai’a (Hrsg.): *Revolutionary mothering: Love on the front lines*. Oakland: PM Press, S. 19–31.
- Haraway, Donna (1995): *Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen*. Frankfurt am Main/New York: Campus.
- Hark, Sabine/Butler, Judith (2018): Defamation and the Grammar of Harsh Words. In: Sweetapple, Christopher (Hrsg.): *The Queer Intersectional in Contemporary Germany: Essays on Racism, Capitalism and Sexual Politics*. Gießen: Psychosozial-Verlag, S. 203–208.
- Hornscheidt, Lann (2018a): *Zu Lieben: Kapitalismus entlieben*. Berlin: w\_orten & meer.
- Hornscheidt, Lann (2018b): *Zu Lieben: Lieben als politisches Handeln*. Berlin: w\_orten & meer.
- Kitchen Politics (2015): Silvia Federici – Aufstand aus der Küche: Reproduktionsarbeit im globalen Kapitalismus und die unvollendete feministische Revolution. In: *Kitchen Politics – Queerfeministische Interventionen*. Münster: edition assemblage.
- Klapeer, Christine (2015): *Vielfalt ist nicht genug! Heteronormativität als herrschafts- und machtkritisches Konzept zur Intervention in gesellschaftliche Ungleichheiten*. In: Schmidt, Friederike/Schondelmayer, Anne-Christin/Schröder, Ute B. (Hrsg.): *Selbstbestimmung und Anerkennung sexueller und geschlechtlicher Vielfalt*, Wiesbaden: Springer VS, 25–44.

- Knapp, Gudrun-Alexi (2013): Zur Bestimmung und Abgrenzung von „Intersektionalität“. Überlegungen zu Interferenzen von „Geschlecht“, „Klasse“ und anderen Kategorien sozialer Teilung. In: *Erwägung Wissen Ethik. Forum für Erwägungskultur* 24, 3, S. 341–354.
- Kneuer, Marianne/Masala, Carlo (2014): Politische Solidarität. Vermessung eines weiten und unerschlossenen Feldes. In: *Zeitschrift für Politikwissenschaft. Sonderband 2014: Solidarität. Politikwissenschaftliche Zugänge zu einem vielschichtigen Begriff*, S. 7–25.
- Köbsell, Swantje (2010): Gendering Disability: Behinderung, Normalität und Geschlecht. In: Jacob, Jutta/Köbsell, Swantje/Wollrad, Eske (Hrsg.): *Gendering Disability. Intersektionale Aspekte von Behinderung und Geschlecht*. Bielefeld: transcript, S. 17–33.
- Leinius, Johanna (2019): Feministische Solidarität als Kosmopolitik. In: *Femina Politica. Zeitschrift für feministische Politikwissenschaft* 28, 2, S. 81–94.
- Lorde, Audre (2015 [1984]): *Sister Outsider: Essays and speeches*. Berkeley: Crossing Press.
- Lorey, Isabell (2008): Kritik und Kategorie. Zur Begrenzung politischer Praxis durch neuere Theoreme der Intersektionalität, Interdependenz und Kritischen Weißseinsforschung. In: Demirović, Alex (Hrsg.): *Kritik und Materialität*. Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot, S. 132–148.
- Ludwig, Gundula (2016): Das „liberale Trennungsdispositiv“ als staatstragendes Konstrukt. Eine queer-feministische hegemonietheoretische Perspektive auf Öffentlichkeit und Privatheit In: *Politische Vierteljahresschrift* 57, 2, S. 193–216.
- Raab, Heike (2010): Shifting the Paradigm: ‚Behinderung, Heteronormativität und Queerness‘. In: Jacob, Jutta/Köbsell, Swantje/Wollrad, Eske (Hrsg.): *Gendering Disability. Intersektionale Aspekte von Behinderung und Geschlecht*. Bielefeld: transcript, S. 73–94.
- Scholz, Sally J. (2008): *Political Solidarity*. Pennsylvania State University Press.
- Soiland, Tove (2008): Die Verhältnisse gingen und die Kategorien kamen. Intersectionality oder vom Unbehagen an der amerikanischen Theorie. <http://www.querelles-net.de/index.php/qn/article/viewArticle/694/702> [Zugriff: 31.07.2020].
- Sow, Noah (2019): weiß. In: Arndt, Susan/Ofuatey-Alazard, Nadja (Hrsg.): *Wie Rassismus aus Wörtern spricht: (K)Erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache: ein kritisches Nachschlagewerk*. Münster: Unrast, S. 190–191.
- Stryker, Susan (2017 [2008]): *Transgender History. The Roots of Today’s Revolution*. New York: Seal Press.
- Sweetapple, Christopher (2018a): Introducing a German Chapter of the Queer Intersectional. In: Sweetapple, Christopher (Hrsg.): *The Queer Intersectional in Contemporary Germany: Essays on Racism, Capitalism and Sexual Politics*. Gießen: Psychosozial-Verlag, S. 7–23.
- Sweetapple, Christopher (Hrsg.) (2018b): *The Queer Intersectional in Contemporary Germany: Essays on Racism, Capitalism and Sexual Politics*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Voß, Heinz-Jürgen (2019a [2013]): Die Entwicklung des Kapitalismus und die Deklassierung von einzelnen und Gruppen von Menschen. In: Voß, Heinz-Jürgen/Wolter, Salih Alexander (Hrsg.): *Queer und (Anti-)Kapitalismus*. Stuttgart: Schmetterling Verlag, S. 62–133.

- Voß, Heinz-Jürgen (2019b [2013]): ‚Ums Ganze‘: aktuelle politische Kämpfe. In: Voß, Heinz-Jürgen/Wolter, Salih Alexander (Hrsg.): Queer und (Anti-)Kapitalismus. Stuttgart: Schmetterling Verlag, S. 134–143.
- Wolter, Salih Alexander (2019 [2013]): Komplizenschaft verweigern: Ein Einstieg in die Theorie aus aktivistischer Perspektive. In: Voß, Heinz-Jürgen/Wolter, Salih Alexander (Hrsg.): Queer und (Anti-)Kapitalismus. Stuttgart: Schmetterling Verlag, S. 7–61.

